

In den Knast

Der iranische Filmemacher und Berlinale-Gewinner Mohammed Rassulof ist Berichten zufolge zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden. Wie der Rechtsanwalt Babak Paknia am Mittwoch auf der Plattform X schrieb, verurteilte ein Gericht in der Hauptstadt Teheran den 52-jährigen zu acht Jahren Haft, von denen fünf Jahre vollstreckt werden können. Zudem soll der Regisseur mit Peitschenhieben bestraft werden. Laut Verteidiger begründete die Justiz das strenge Urteil mit Verstößen gegen die nationale Sicherheit. Rassulof soll darüber hinaus eine Geldstrafe zahlen, auch die Beschlagnahme von Eigentum wurde erwähnt. Von der iranischen Justiz gab es zunächst keine Bestätigung für das Urteil. Einige iranische Medien griffen den Post des Anwalts auf. Vor gut einem Jahr war Rassulof mit einem Ausreiseverbot belegt worden. Damit sollte damals laut Aktivisten eine Teilnahme des kritischen Regisseurs an den Filmfestspielen von Cannes verhindert werden. Im Februar 2023 erst war der Filmemacher nach rund sieben Monaten Haft aus dem berüchtigten Teheraner Gefängnis Ewin freigelassen worden. Vor seiner Inhaftierung hatte er sich kritisch zu dem Einsturz einer Einkaufspassage in der südwestiranischen Stadt Abadan geäußert, bei dem viele Menschen ihr Leben verloren haben. Rassulof, der 2020 den Goldenen Bären der Berlinale für seinen Film »Es gibt kein Böses« erhalten hatte, gilt im Land als äußerst kritischer Filmemacher. Trotz langjährigen Berufsverbots schaffte er es immer wieder, Filme zu machen. Er lebte abwechselnd in Teheran und Hamburg. (dpa/jw)

Gesuchte Autoren

Mit einem Schwerpunkt auf deutschsprachiger Literatur hat am Donnerstag die internationale Buchmesse in Turin begonnen. Beim Salone Internazionale del Libro in der norditalienischen Stadt geht es bis Montag auch um Bücher aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Zu den eingeladenen Schriftstellern gehören der Träger des Georg-Büchner-Preises 2019, Lukas Bärfuss (»Hundert Tage«), sowie zum 100. Todestag von Franz Kafka dessen Biograph Reiner Stach. Im Herbst ist dann Italien Gastland der Frankfurter Buchmesse, der größten Buchmesse der Welt. Mit besonderem Interesse wird beim Salone del Libro ein gemeinsamer Auftritt der Bestsellerautoren Salman Rushdie und Roberto Saviano erwartet, die wegen ihrer Bücher beide seit Jahren unter Polizeischutz stehen. Gegen den aus Indien stammenden Rushdie gibt es wegen des Romans »Die satanischen Verse« schon seit 1989 aus dem Iran einen Aufruf zur Ermordung. Der Italiener Saviano gilt wegen seiner Enthüllungen über die Geschäfte der Mafia als bedroht. (dpa/jw)

Kinder, wartet doch ab, wird ja noch ausgepackt, ist ja noch nicht enthüllt«, zitiert der »Abendschau«-Reporter die »Berliner Schnauze«. »Nirosta-Dirigent«, »Schaschliknadel«: Die vor der neuerbauten Deutschen Oper in Westberlin im Oktober 1961 aufgestellte Plastik erregte die Gemüter. Die Spottnamen verbauen die unvoreingenommene Sicht, ärgerte sich der Künstler. Allegorisch zu arbeiten, »eine Muse der Tonkunst mit einer Harfe in der Hand ... das ist ja für unser Jahrhundert nicht mehr denkbar«. Statt dessen setzte er mit einer gefalteten Vertikale einen Kontrapunkt zu der eintönigen Kieselbetonfassade.

Heute fällt diese Plastik kaum noch auf, und wenn doch, weiß keiner, von wem sie stammt. Das gilt auch für die anderen Werke Hans Uhlmanns im öffentlichen Raum: Das verspielte »Concerto« im Foyer des Konzertsaals der Hochschule der Künste (1954), die an ein Atommodell erinnernde Plastik im Hansaviertel (1958) und die aus Aluminiumblech geformte, unauffällige Flügelfigur auf dem Dach der Philharmonie (1964). Weitere Werke finden sich u. a. in Stuttgart, Bonn und Rom.

Grund genug für die Berlinische Galerie, dem fast vergessenen Künstler, der als Begründer der Metallplastik in Deutschland gilt, eine elegante Retrospektive zu widmen. Streng chronologisch aufgebaut erlaubt sie, den künstlerischen Werdegang des im Jahr 1900 geborenen Berliners nachzuvollziehen. Den historischen Kontext muss man sich dazudenken. Nach dem Krieg wollten junge Künstler den Realismus der Reichs-Schamhaarmaler und die völkisch-monumentalen Skulpturen nicht mehr sehen, statt dessen »frei« arbeiten.

Uhlmanns erste Drahtplastik, das »Lächeln der Berolina« von 1933, ist in der Ausstellung zu sehen, ein grotesk lachender Kopf mit abstehendem Haar und Holzperlenkette. Er war auf einem Wagen befestigt, mit dem Uhlmann und seine gute Freundin Jeanne Mammen herumzogen und – mit wenig Erfolg – versuchten, antiquarische Bücher und Kunstblätter zu verkaufen. Im Januar 1933 hatte Uhlmann als KPD-Mitglied seine Stelle als Assistent am Lehrstuhl für Elektromaschinenbau an der Technischen Hochschule verloren. Beinahe hätte der Kopf »einen Liebhaber gefunden, einen 14-jährigen



Der Zeichner und Bildhauer Hans Uhlmann (27.11.1900–28.10.1975)

Leicht und frei

Experimentelles Formen: Die Berlinische Galerie zeigt Hans Uhlmann als prägenden Künstler der westdeutschen Nachkriegsmoderne. **Von Sabine Lueken**

Jungen, der sein ganzes Vermögen, zehn Reichsmark, dafür opfern wollte«, berichtete Uhlmann später.

Im Oktober 1933 wurde Uhlmann von der Gestapo auf offener Straße verhaftet, ins Gestapo-Gefängnis Columbia-Haus gebracht, wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« zu eineinhalb Jahren Haft verurteilt. Er und sein Begleiter hatten 200 Klebezettel, die zum Klassenkampf aufriefen, bei sich gehabt. Im Strafgefängnis Tegel schrieb er Tagebuch, zeichnete und entwickelte »ganze

Nächte lang« Ideen für Plastiken. Nach seiner Haftentlassung experimentierte er neben seiner Brotarbeit bei der National-Krupp Registrierkassen GmbH im geheimen mit verschiedenen Formen und Materialien, entwickelte abstrakte Plastiken aus Draht und Köpfe aus Eisenblechplatten. Er sah diese Zeit als »die wichtigste Periode« seiner künstlerischen Entwicklung.

Ab 1945 widmete sich Uhlmann ausschließlich der Kunst. Er wurde von sowjetischen Kulturoffizieren als

»Fachreferent für Malerei und Plastik bei der Abteilung für Volksbildung« im Bezirksamt Steglitz eingesetzt und organisierte wenige Wochen nach Kriegende bereits die erste Ausstellung. »Nach 12 Jahren. Antifaschistische Maler und Bildhauer stellen aus« zeigte ehemals als »entartet« diffamierte Künstler, er selbst war mit 42 Arbeiten vertreten. Ein Jahr später leitete er die legendäre »Galerie Gerd Rosen« am Kurfürstendamm, die schnell zum Zentrum der Berliner Kunstavantgarde wurde. »Das einzige Konzept, das wir hatten, war, keine Nazis auszustellen«, so Uhlmanns Vorgänger Heinz Trökes.

1950 wurde Uhlmann als außerordentlicher Professor für das Fach »Grundlehre für künstlerische Gestaltung« an die Hochschule für bildende Künste in Westberlin berufen, später unterrichtete er auch eigene Klassen im »experimentellen Formen«, war als Lehrer eine Instanz. Zudem hatte er nun ein Atelier, das ihm erlaubte, auch große Plastiken zu realisieren, er löste sich in seinen Arbeiten zunehmend von gegenständlichen Bezügen. Die zahlreichen Zeichnungen in der Ausstellung lassen aber nachvollziehen, wie die Abstraktion aus der Menschendarstellung erwuchs, besonders aus der Darstellung von Tanz und Bewegung. Seine späteren Plastiken hingegen haben nicht mehr das Geschwungene, Verspielte, sondern wirken kompakter, härter, kantiger.

Uhlmanns Arbeiten wurden als Visitenkarte einer sich als modern und freiheitlich verstehenden Bundesrepublik international präsentiert, in São Paulo, Venedig, New York und Mailand. Aber sie erfuhren auch harsche Kritik. Heinz Lüdecke, Kulturredakteur beim *Neuen Deutschland*, kritisierte »asketischen Formalismus« und fehlenden Bezug zur Wirklichkeit, im Westen verurteilte der rechtskonservative Kritiker Richard W. Eichler »die Verächter des Figürlichen« als Scharlatane, beklagte »Kunstverfall« und sprach damit vielen aus der Seele.

Was Kritiker über den deutschen Ausstellungsraum der Mailänder Triennale 1954 schrieben, auf der Uhlmanns »Concerto« der Blickfang war, konnte eine Besucherin auch in der aktuellen Uhlmann-Ausstellung in der Berlinischen Galerie nachempfinden. Man fühle sich beim Betrachten »frei, heiter und leicht«.

■ Hans Uhlmann: »Experimentelles Formen«, Berlinische Galerie, bis 13. Mai 2024

■ Traumjob Autos schrotten: Die Stuntmankomödie »The Fall Guy« hat einen reizvollen Subtext

Indem »The Fall Guy« sich den Originaltitel einer vier Jahrzehnte alten Fernsehserie zu eigen macht, spricht dieser Film gezielt ein Zuschauersegment an, das Hollywood derzeit ignoriert: Die Alterskohorte, die sich einst als präpubertäre Teenager mit »Ein Colt für alle Fälle«, wie jene US-Serie im Vorabendprogramm des ZDF hieß, die Zeit vertrieb. Abgesehen von den Namen der beiden Hauptfiguren, Colt und Jody, wurde dem nominellen Vorbild allerdings nur noch der Stuntmanberuf des Protagonisten entlehnt.

Diese vordergründige Bezugnahme weckt eine ironische Nostalgie, zu der auch die Musikauswahl passt, die vom tollsten AC/DC-Song über den größten Kiss-Hit bis zur erträglichsten Phil-Collins-Schnulze reicht. Darüber hinaus werden in »The Fall Guy« regelmäßig Hollywoodfilme erwähnt, die 70er-Jahrgänge als Erwachsene im Kino gesehen haben könnten. Das beginnt mit einem hübschen Gag über die Verwechslung zweier Julia-Roberts-Filme und setzt sich fort mit beiläufig als Quizfragen eingestreuten Dialogziten aus der

»Rocky«- oder der »Fast & Furious«-Reihe. Zu letzterer hat Regisseur David Leitch 2019 mit »Fast & Furious: Hobbs & Shaw« beigetragen, nachdem er zwei Jahre zuvor mit »American Blonde« ins Regiefach gewechselt war. Seine Filmkarriere hatte der 1975 geborene US-Amerikaner freilich als Stuntman begonnen. Folgerichtig ergreift er bei seiner fünften Spielfilmregie jede Gelegenheit, Exkollegen ihre halsbrecherische Arbeit vorführen zu lassen.

Allerdings muss der Stuntman Colt (Ryan Gosling) in diesem Film nicht wie noch in der TV-Serie nebenberuflich für eine Kreditagentur hinter Angeklagten herjagen, die ihre geliebene Kautionspfand durch Flucht verwirkt haben. Um Anlass für einen (unernsten) Thrillerplot zu schaffen, lassen die Drehbuchautoren Drew Pearce und Glen A. Larson statt dessen einen selbstgefälligen Actionstar, dessen Stunts Colt lange Jahre ausgeführt hat, bei Dreharbeiten in Australien verschwinden. Obwohl er am Filmset Autos zu Schrott fahren und sich mehrfach in Brand setzen lassen muss, sucht Colt

also nebenbei nach besagtem Tom Ryder (Aaron Taylor-Johnson). Dessen Unauffindbarkeit droht nämlich das Regiedebüt von Jody (Emily Blunt) zu gefährden, die als Kamerafrau einst einen zarten Flirt mit dem Stuntman begonnen hatte – bis die psychischen Folgen eines schweren Unfalls Colt dazu bewogen, ohne Erklärung abzutauchen.

Entsprechend spannend fällt das Wiedersehen zwischen Colt und Jody aus: Wenn sie vorgibt, ihm den blödsinnigen Plot des Science-Fiction-Spektakels zu erklären, das gerade mit Riesenaufwand gedreht wird, nehmen die vor versammelter Filmcrew gesprochenen Worte eine amüsante Doppelbedeutung an. Ähnlich verhält es sich mit einer Szene, in der beide am Telefon die Funktion von Splitscreens diskutieren – was Leitch selbstredend zum Anlass nimmt, durch die Verwendung dieses Stilmittels dessen trennende und verbindende Wirkung zu reflektieren. Wenn der romantisch-komische Genreanteil in den Hintergrund tritt, bietet die Schilderung der Dreharbeiten indes einen noch reizvolleren Subtext zur

hierarchischen Arbeitsteilung in der Filmindustrie. Dabei ist bezeichnend, dass die Regisseurin das Verschwinden ihres hochbezahlten Stars tagelang überhaupt nicht bemerkt, bis eine Produzentin (Hannah Waddingham) mitteilt, dass Codys Anwesenheit für den krönenden Abschluss des Drehs nicht nötig sei. Ein Subplot, der das digitale Fingieren von Filmauftritten realer Schauspieler problematisiert, berührt sogar direkt einen Streitpunkt, der 2023 im Zentrum des längsten Schauspielerestreiks der Geschichte stand. Um so passender, welcher Aufdruck auf einem Langarmshirt zu erkennen ist, das Colt irgendwann trägt: In halbnaher Einstellung sind das Emblem und das Kürzel der Gewerkschaft IATSE, die Filmarbeiter aus den angeblich nachrangigen Gewerken vertritt, ebenso klar zu identifizieren wie der in den USA traditionsreiche Slogan »union strong«. Also: gewerkschaftlich stark.

Holger Römers

■ »The Fall Guy«, Regie: David Leitch, USA 2024, 125 Min., bereits angelaufen